



## Wilhelm Hagdorn und die gute alte Zeit

von Paul Neßbach

Wilhelm Hagdorn lebt im Alter von 82 Jahren im Hause seines Neffen, des Polstermeisters Franz Hagdorn am Neutor. Mit seiner Frau, die aus Wesel gebürtig ist, verbringt er seinen Lebensabend in der Stadt, in der er geboren wurde. Gearbeitet hat er in Nord- und Mitteldeutschland als Bauführer.

Angehörige der Familie Hagdorn werden bereits im 15. Jahrhundert als Dinslakener Bürger erwähnt.

Wilhelm Hagdorn weiß anschaulich aus seiner Jugend zu erzählen. In seinen Erinnerungen wird Alt-Dinslaken wieder lebendig. Man erlebt den Wandel, den die Stadt in den letzten 7 Jahrzehnten durchgemacht hat. Auch die großen Veränderungen im Handwerk werden deutlich.

Seine Jugend verbrachte er im Elternhaus in der Duisburger Straße 48. Er erlernte das Maurerhandwerk von 1896 — 1899 bei seinem Vater, der ein selbständiges Baugeschäft führte.

Die Lehrlinge begannen ihre Arbeit am Bau mit Hilfsarbeiten, brachten Steine, Kalk und Sand heran. Bei den unteren Etagen wurde mit der Schiebkarre gearbeitet. Dann blieb noch Zeit für allerhand Jugendstreiche.

Maschinen gab es nicht am Bau, weder für den Transport noch für das Mischen des Mörtels. Kalk wurde in großen Stücken mit Pferdefuhrwerken herangebracht. Der Wasserkalk wurde unter einem Sandhügel trocken gelöscht und der Weißkalk in der Grube gewässert.

Die Steine warf man mit einer Heugabel zur oberen Etage. Die gebrannten Ziegelsteine stammten in erster Linie aus Ringöfen der Ziegelei Bremmekamp in Walsum. Für Innenwände wurden auch die weicheren Feldbrandziegel verwandt.

Zement war teuer und wurde in Fässern von Wesel geholt. Lediglich zum Einmauern der Türangeln brauchte man eine Kelle Zement. Gemauert wurde mit Sand und Kalk.

Für den Transport der Mauersteine und des Speises sorgten die Stein- und Mörtelträger, Handlanger genannt. 18, 20 auch 24 Steine wurden auf dem Steinbrett, fachmännisch aufgestapelt, die Leitern der Gerüste heraufgetragen. Bei einer Wette um eine „Pulle Schnaps“ soll es ein Träger sogar auf 60 Steine gebracht haben. Es war allerdings verboten, solche Lasten auf einmal zu schleppen.

Baumaterialien wurden durch Pferdefuhrwerke transportiert. Lettgen am Walsumer Tor war ein bekannter Transportunternehmer, der auch Baumaterial für den Straßenbau fuhr.

Ein Maurer verdiente in der Stunde 25—28 Pfennig. Beneidet wurden die Handwerker, die an dem damaligen Katholischen Krankenhaus, dem Marienhaus, arbeiteten und denen 40 Pfennig Stundenlohn geboten wurde.

Vom Auftraggeber erhielt Meister Hagdorn für die Arbeit seines Lehrlings stündlich 7 Pfennig.

Alle Arbeiten wurden im Stundenlohn abgeleistet, Akkord gab es nicht.

Die Bauten wurden im Frühjahr angefangen und erforderten zwischendurch mehrmals einige Wochen Ruhezeit zum Trocknen.

Im Winter konnte nicht gearbeitet werden. Arbeiten in Innenräumen gab es selten. In der kalten Jahreszeit wurde lange geschlafen. Wilhelm Hagdorn erinnert sich, daß, wenn die Arbeit im Feld und Garten getan war, sein Vater, der Meister, seine Söhne in der Winterzeit aufforderte, beim Gläschen Schnaps „Solo“, ein damals beliebtes Kartenspiel, zu spielen. Dazu trank man Branntwein.

In den ländlichen Gebieten waren die Maurer gleichzeitig Dachdecker. Es wurden im Winter Strohpuppen und „Dokken“ für die Dachdeckung auf Vorrat hergestellt. Auch wurde im Winter Flachs gehechelt.

Der Winter, vor allem die Fastnachtszeit, war angefüllt mit Feiern in den Nachbarschaften. W. Hagdorn erinnert sich, daß der „Fernand“ Hülsewis, Schmiedemeister, nach einer ausgedehnten Nachbarschaftsfeier, das in einer Schale gesammelte Mehl des aufgebrühten Kaffees, den „Prütt“, herunterlöffelte, um am Morgen wieder nüchtern zu werden. Man war nicht zimperlich, der Magen vertrug eine ganze Menge.

Die Aufträge des Baubetriebes Hagdorn erstreckten sich auf Neubauten und Reparaturarbeiten.

Ein Flügel des Marienhauses an der Brückstraße wurde neu gebaut. Eine enge Verbindung bestand zur Kupferschmiede Meyer, in deren Auftrag Kupferkessel für Brenneren eingebaut wurden.

Am Bärenkamp wurde ein Rundstall für das Rindvieh errichtet. Jährlich wurden Mauern und Wände des Voßwinkelshofes gekälkt. Diese Arbeit mußte vor Pfingsten erledigt werden und wurde mit 50 Mark honoriert. Wenig beliebt, wegen der „Knochenarbeit“ mit einer hölzernen von einem Eisenband umzogenen Ramme, waren Ausbesserungsarbeiten an den Straßen. Diese bestanden aus unregelmäßigem Kopfsteinpflaster. Auch die Bürgersteige waren aus demselben Material. Einen Straßenunterbau gab es nicht. Die Steine wurden in Sand verlegt.

An einer Reparatur der St. Vinzenzkirche wirkte Hagdorn mit. Das große Zifferblatt, 2 Meter im Durchmesser, wurde neu eingehängt und mit langen Bolzen an der Mauer befestigt.

Die Berufsausbildung der Maurer beschränkte sich damals auf die dreijährige Lehrzeit. Wilhelm Hagdorn wollte „höher hinaus“, er besuchte die Fortbildungsschule, die sich bei Devries, heute Wirtschaft Laaks, in einer Hinterstube befand. Unterricht war abends von 19—21 Uhr und wurde von den Volksschullehrern Ettwig und Lehnen abgehalten. Zeichnen lernte er beim Stadtgeometer. Später besuchte er 6 Jahre, meistens im Winter, die Königlich-Preußische Baugewerks-Schule in Idstein im Taunus.

Dinslaken war um die Jahrhundertwende ein kleines Landstädtchen. Die Familie Hagdorn hatte einen Garten und am Bärenkamp gepachtetes Ackerland. Jährlich wurden 3—4 Schweine gemästet und geschlachtet. Die Lebenshaltungskosten waren nicht hoch. Für 5 Mark konnte man einen Waschkorb voll „Winkelswaren“ erstehen. Ein Ei kostete 4 Pfennig, 1 Liter Milch 12 Pfennig, 1 Pfund Suppenfleisch 30 Pfennig, 1 Pfund Zucker 18 Pfennig.

Das Gut Bärenkamp zog die Kinder der Altstadt an. Im Herbst wurden Kastanien gepflückt. Im Zuge „der Selbstversorgung“ verschwand natürlich auch mancher Apfel in hungrige Kindermägen.

An die Beerdigung des Barons von Gut Bärenkamp, das kirchlich nach Hiesfeld gehörte, weiß sich Hagdorn noch zu erinnern.

In der Altstadt wohnten die Ärzte Dr. Böing und Dr. Pottjans. Der letztere in dem Hause, in dem vorher das Manufakturgeschäft Gautsch gewesen war und in dem später Dr. Schäfer wohnte.

Einsame Landstraßen führten von Dinslaken nach Oberhausen und nach Duisburg. Man erzählte sich allerhand Gruselgeschichten von Räubern und Werwölfen. Von einem Nachbarn aus der Gartenstraße nahm man an, daß er Straßenräuberei betrieb. Nach einem Verkauf sollte eine größere Geldsumme nach Duisburg gebracht werden. Der „räuberische“ Nachbar wurde vorsorglich gebeten, mitzugehen, um sicheres Geleit zu haben. Er begnügte sich aber damit, dem besorgten Dinslakener Geldtransporteur einige Kennworte zu sagen. Wenn diese nicht helfen sollten, und ihm das Geld doch abgenommen würde, so könne er es später wieder bei ihm in Empfang nehmen.

Das war also die „gute, alte Zeit“.